



## Mantaule

---

## Mantaule (Ost-Afrika)

**S**ie war einer unserer ersten Freunde, die wir hier in Kombo kennenlernten, eine kleine, hagere Gestalt, eingehüllt in ein zerrissenes Tuch. Der Kopf war ungewöhnlich großer Form, unter der breiten Stirn schauten ein paar große Augen ernst in die Welt hinein. Ja, Mantaule war sehr ernst. Man sah ihn fast nie lachen, was doch dem Wadshagastamm so eigen ist. Man meint auf den ersten Blick einen Weltweisen vor sich zu haben; doch merkte man bald, daß es hinter der Denkerstirne nicht stimmt. Seit unserer Ankunft in der Mission war Mantaule täglich unser Gast. Jeden Tag nämlich hatte er eine andere Krankheit und bedurfte einer andern „Dawa“ (Medizin). Bald wurde auch seine Mutter schwer krank. Nun mußten wir auch seinen Wohnsitz aufsuchen und der Kranken behilflich sein. Da es Sonntag war, gingen wir zu dreien dorthin. Der Weg führte uns meistens über Steingeröll und durch Dornestrüpp. Mantaule kam uns schon entgegen und, nachdem wir eine halbe Stunde unterwegs waren, fanden wir einen schönen, frisch gemachten Weg. Stolz erklärte uns unser Begleiter, daß dieser sein Eigentum sei. Wir kamen durch ein Bananensfeld, in dessen Mitte eine Hütte stand. Alles war sauber gesegt. Im Innern der kleinen Wohnung stand ein großer Strauß Feldblumen auf dem Boden. Eine Konservendose diente als Blumenvase. Während wir noch immer unsere Umgebung beschauten, kam plötzlich die Schwerkranke mit einem großen Gefäß Wasser auf dem Kopfe, das sie im nächsten Graben geholt hatte, nach Hause. Sobald sie uns erblickte, wollte sie wieder Reißaus nehmen, sie hatte nämlich noch nie eine Schwester gesehen. Nun wandte ihr Sohn Mantaule seine ganze Beredsamkeit an, um sie festzuhalten, was ihm schließlich auch gelang; ja sie wurde ganz vertraulich. Sie schilderte uns all ihre Krankheiten. Für jede einzelne sollten wir ihr ein Mittel geben. Mantaule brachte uns inzwischen einen Teller voll Fleisch mit einem nagelneuen Kochlöffel. Mit diesem nahm er sich selbst ein Stück davon, um uns zu überzeugen, daß das Fleisch nicht vergiftet sei. Wir mußten wohl oder übel etwas davon nehmen, um unsern Gastgeber nicht zu beleidigen. Den Rest erhielten die Kinder, welche uns begleitet hatten. Sie freuten sich riesig, als wir ihnen auch noch unsern Teil heimlich zustopften. Unsere Eglust schwand noch mehr, als uns unser Freund seinen ganzen Vorrat an Fleisch zeigte und dabei unser Auge auf das Geschirr fiel, in welchem es aufbewahrt war. Hätte er gewußt, zu welchem Zwecke wir solche Geschirre gebrauchen, welche er auf einem Schutthaufen in Moshi gefunden hatte, so würde er uns dasselbe sicher nicht gezeigt haben.

Die alles weniger als angenehme Freundschaft sollte noch immer fester werden. Mantaule war fast immer bei uns und immer hatte er ein neues Anliegen. Wir konnten ihn natürlich nicht jedesmal befriedigen, aber eine Bitte konnten wir ihm nicht abschlagen. So oft er kam, deutete er auf seinen nur noch aus Fegen bestehenden Anzug und bat um Ersatz; aber woher nehmen — schließlich fanden wir doch ein europäisches Hemd für ihn. Glücklich und freudestrahlend zog er mit seinem Geschenk ab, und wir waren froh, den lästigen Gast los zu sein; aber diese Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Am andern Morgen war bereits unser alter Freund wieder auf der Bildfläche, ganz stolz in seinem neuen Gewand, bunte Feldblumen in seinem schwarzen Kraushaar und einen selbstgemachten Spazierstock in seiner Hand. Das alte Lied begann von neuem. Das weiße Hemd wurde bald der Mutter Erde ähnlich und man konnte auch zählen, wie oft er an den Dornen hängen geblieben war. An Waschen und Flecken dachte ja Mantaule nicht. Er war und blieb der alte Bettler.

Plötzlich änderten sich die Dinge. Mantaule kam nicht mehr. Bereits zwei und ein halbes Jahr waren darüber verfloßen und nur selten noch dachte jemand an den früheren Freund. Doch eines Tages hörten wir draußen das hier gebräuchliche „Hodi“ rufen, und wir staunten nicht wenig, als auf unser „Karivu“ d. h. „Komm näher“ Mantaule vor uns stand; er war es wirklich, wenngleich sein Äußeres sich etwas verändert hatte. Er kam nicht mehr in zerrissenen Kleidern, sondern hatte einen nagelneuen Anzug an und darüber noch ein schneeweißes Tuch. Nach der üblichen Begrüßung brach er in einen Strom von Tränen aus. „Ich will Christ werden,“ begann er, „aber hier in Kombo kann ich nicht bleiben, weil die Leute so böse sind!“ „Was tun Dir denn die Leute?“ fragten wir. „Sie betrügen mich, und will ich etwas verkaufen, dann geben sie mir nicht den geforderten Preis und meinen, ich könnte kein Geld zählen; beständig schimpfen sie mich und nirgends habe ich Ruhe vor ihnen; das sind aber keine Christen. Joseph, Johann, Anton und Michael sind Christen, alle übrigen sind noch Heiden. Ich kann hier nicht bleiben, ich gehe in eine andere Mission.“ So murrte und brummte er weiter, bis er nichts mehr wußte. In dieser Stimmung ging er nun zum hochw. Herrn Bischof, welcher gerade hier weilte, um ihm dasselbe Lied vorzusingen. Er erhielt aber den Rat, hier zu bleiben, was er im Grunde genommen doch gerne tat; denn mit seinem Davonlaufen war es ihm nicht ernst gemeint. Er sah es ja nicht ein, daß er der Urheber seines eigenen Übels war und daß er andern Leuten durch seine Dummheiten viel Verdruß bereitete. Unsere Befürchtung, daß er wieder an unserer Station hängen bliebe, bestätigte sich bald. Jetzt kam er mit seiner Laterne und ver-

langte Petroleum; wir machten es ihm jedoch klar, daß Petroleum im Geschäft und nicht auf der Mission gekauft wird. Bald darauf kam er und wollte Docht haben, dann etwas Tee, den wir ihm kochen sollten, oder Kaffee. Nun brachte er Schuhe zum Flicker; so wußte er immer neue Bedürfnisse vorzulegen. Hatten wir die Wäsche, dann war er schon am frühen Morgen mit seinem Reichtum an Kleidern hier. Er meinte, sein neues Taschentuch müßte zuerst gewaschen werden. Gelang es ihm, seine Sachen unbemerkt in die Lauge zu bringen, oder auf den Rasen oder aufs Dach des Kinderhauses zu legen, so war er zufrieden, dann lag er daneben, sorgsam sein Eigentum bewachend. Kam jemand an ihm vorbei, dann begann er zu schimpfen, daß man ihm alles stehlen wolle; kurzum Mantaule war eine wirkliche Hausplage. Sagte man ihn zu einem Tor hinaus, so kam er zum andern wieder herein. Dabei hatte er große Pläne über sein vermeintliches Christentum, dem er sich angliedern wollte. Heiratspläne zischten durch sein Gehirn, und überall posaunte er es aus, daß er nicht als Heide, sondern als Christ heiraten wolle; die vermeintliche Braut jedoch wollte von ihm nichts wissen.

Wir kämen an kein Ende, alle die Stückchen aufzuzählen, welche Mantaule lieferte. Doch eines müssen wir noch erwähnen, daß er von seinem erworbenen Reichtum bald nichts mehr übrig hatte und, ohne es zu ahnen, sich manches von andern aneignete und dadurch in Gerichtshandel verfiel. Er war jedoch mehr unbewußt ein Dieb, und man durfte ihm so kleine Stehlereien nicht hoch anschlagen. — Plötzlich hörten wir, Mantaule sei tot. Was war geschehen? Nach einem kleinen unbedeutenden Diebstahl brachten ihn seine Nachbarn nicht zum Häuptling vor Gericht, sondern zogen es vor, ihm selbst eine derbe Lektion zu geben, indem sie ihm eine Nacht hindurch gebunden in seiner Hütte liegen ließen; sie dachten ja nicht, daß die Sache ein so schlimmes Ende nähme; denn grausam ist das Volk hier nicht. Todschlag oder Mord ist hier etwas Unerhörtes. Aber es war nun einmal geschehen, wahrscheinlich waren die Fesseln zu fest angelegt. Seine Brüder kamen und bestatteten ihn im Bananensfeld. Der Wadshaga hängt nämlich mit Leib und Seele an seinen Bananen. Mitten im Bananenhain schlägt er seine Hütte auf, und unter dem Schatten der Bananenzweige will er begraben sein.



Je weniger ein Mensch an seine Tugenden denkt und von ihnen weiß, desto lieber haben wir ihn.

Gib eine Arbeit nicht darum auf, weil sich dir plötzlich Hindernisse entgegenstellen.

Ein Haushalt ohne Hausfrau ist eine Laterne ohne Licht.